

Weltwärts für Klimaschutz und interkulturelle Verständigung
Deutsch-Tansanische Partnerschaft
Jahrgang 2014/2015

**Abschlussbericht und Reflexion über das im Rahmen von
Weltwärts in Tansania verbrachte Jahr**

Von Lukas 
Moto Handcrafts, Zanzibar

Der Versuch, elf Monate und zwei Wochen in Worte zu fassen

Das nach dem Erwerb des Abiturs „humanitär“ verbrachte Jahr im Ausland ist mittlerweile ja beinahe Pflichtpunkt auf dem Lebenslauf. Man beweist damit Selbstlosigkeit, Flexibilität und Weltoffenheit und begibt sich freiwillig in eine Situation, die im späteren Berufsleben ja auch immer wieder auftreten könnte. Das Auslandsjahr gehört mittlerweile ja fast zum guten Ton.

Schön für mich also, dass die von mir verbrachte Zeit auch einen solchen Nutzen hat, sollte ich jemals auf ihn zurückgreifen wollen. Eigentlich sollte es ja offensichtlich sein, dass der Sinn des Auslandsjahres nicht der oben genannte ist, und 99% derer, die einen solchen Dienst antreten, werden auch genau das behaupten, doch scheint der Freiwilligendienst oft zu genau diesem Karrieresprungbrett verkommen zu sein. Da kann ich von Glück reden, das das bei mir doch ganz anders war.

Ich habe ein Jahr in Tansania, genauer gesagt auf der Insel Sansibar, gelebt, gewohnt, gearbeitet, meine Freizeit verbracht und meinen Lebensmittelpunkt dort gehabt. Oftmals bekomme ich zu hören, wie mutig, selbstlos, aufopfernd oder leichtsinnig das doch gewesen wäre. Doch ich fühle nichts dergleichen. Den Dienst, wie er offiziell genannt wird, anzutreten, das war eine einfache Konsequenz aus einer Emotion des Fernwehs, der Neugier, der Veränderungslust. Denke ich ein Jahr zurück, hatte ich den im Nachhinein sehr naiven Gedanken im Hinterkopf, bei Problemen helfen zu können. Wie kam ich dazu? Ich hatte durch die Medien und sämtliche andere Informationskanäle ein Bild von Afrika im Allgemeinen und Tansania im Speziellen, welches von Armut, Hunger und vielen anderen Problemen gekennzeichnet war. In Deutschland werden Probleme gelöst, wenn sie auftreten, und wenn nicht, dann liegt das entweder an mangelnder Finanzierung oder Personalmangel, welcher letztlich auch auf fehlende Mittel zurückzuführen ist. Wenn ich also meine Arbeitskraft kostenlos anbiete, dann müsste dieser Logik nach es ja möglich sein, diese Probleme zu lösen, denn Entwicklungshilfegelder waren ja da. Diese Denkweise ist berechtigt, komme ich doch aus einer Problemlösungskultur, die auf diesen Parametern beruht. Was ich freilich nicht wusste, ist, dass a) die vermittelte Realität nicht der von mir angetroffenen entspricht, b) Elemente dieser Realität emotionalisiert und zugespitzt werden und c) Problem und Lösung oftmals im Auge des Betrachters liegen. Das konnte ich vor meiner Ausreise nicht wissen, klar konnte ich es mir denken, aber begriffen habe ich es eben erst, als mir die Dinge zum Greifen nahe waren.

Wenn schon nicht geholfen wurde, was habe ich denn dann das ganze Jahr über so getrieben? Unsere Arbeitsstelle bei MOTO erwies sich als wahrlicher Glücksfall, denn sie verband eine abwechslungsreiche und fordernde Tätigkeit mit einer weitgehenden und tiefgreifenden Integration von uns Ausländern in die geschäftsführende Familie. Demnach ist es nicht möglich, Arbeit und Familienleben vollends getrennt voneinander zu beschreiben. Ich werde daher zunächst eine formale Berichterstattung abliefern und danach auf mir persönlich wichtige Aspekte und Entwicklungen in der Aufnahmeorganisation eingehen.

Die Tätigkeiten sind grob in zwei Hälften zu trennen. Auf der einen Seite stehen Textildruck und der Museumsbetrieb in Pete. Wir haben an ca. 15 Tagen im Jahr Textilien per Siebdruckverfahren bedruckt. Bei diesen ökonomisch verwertbaren Auftragsarbeiten standen wir als Hilfskräfte zur Seite, haben die zu bedruckenden Textilien vorbereitet oder zum Trocknen ausgelegt, zum Teil auch eigenständig bedruckt. In Pete haben wir Führungen abgehalten, das Gelände für den Besuch vorbereitet, einen Kompost gebaut, um den organischen Abfällen Herr zu werden, sowie den Bau eines Betonturms für Solarpanels begleitet. Für all diese Tätigkeiten haben wir vermutlich 25% unserer Gesamtarbeitszeit aufgewendet. Auf der anderen Seite standen nämlich die Arbeiten im Solarbereich. Hierbei handelte es sich vor allem um die Installation und Wartung solarer Kleinanlagen im Bereich von 8-120 Watt. Diese wurden stets nach Kundenwunsch angepasst am gewünschten Ort installiert. Wir haben so in diesem Jahr ca. 300 Haushalte mit elektrischer Energie für Licht,

Handyladegerät, Radio, Fernseher, DVD-Player, Bügeleisen oder per Inverter für die Benutzung konventioneller Wechselstromgeräte versorgt. Das Entwerfen und Planen sowie vorherige Testen und darauffolgende Ausbessern der Anlagen fiel in unseren gemeinsamen Aufgabenbereich. Mit Freude erinnere ich mich an das sich stetig verbessernde Arbeitsklima innerhalb des Kollegiums. Wir konnten stetig voneinander profitieren: Unsere tansanischen Kollegen von bestimmter technischer Arbeitsweise, berechnender Planung, problemorientierter Fehlerbehebung; wir Gastarbeiter von Spontanität und Flexibilität, Akrobatik, handwerklichem Geschick bei unzureichender Materialverfügbarkeit, Freude an der Arbeit und Umgang mit Kunden. Aus Stümpfern wurde zum Ende der Zeitperiode eine durchaus versierte und technisch kompetente Gruppe, die das Vertrauen der Kunden durch kostengünstige, flexible und solide Arbeit gegenüber der Konkurrenz überzeugt. Gleichzeitig wird auch der soziale Gedanke, armen Menschen einen Stromzugang und somit einen Lebensqualitätsgewinn bei gleichzeitiger Schonung natürlicher Ressourcen nicht aus dem Blick verloren.

Die NGO Moto, sofern man sie denn als eine solche bezeichnen kann, unterscheidet sich fundamental von anderen Nichtregierungsorganisationen, die ich im Laufe meines Aufenthalts kennen gelernt habe. Auf diesen Erkenntnis- und Verständnissgewinn möchte ich jedoch genauer eingehen, wenn ich mich zur Entwicklung meiner Auffassung von Entwicklungskooperation äussere. Davor möchte ich kurz die Betreuung seitens DTP, TAREA und TYC sowie meiner AO erwähnen. Ich hatte zum Glück wenige persönliche Probleme, weswegen ich nicht vom Sorgentelefon Gebrauch machen musste, sieht man von einer Situation ab, in der mir der Kragen geplatzt war, ich mich aber kurz danach schon wieder beruhigt hatte. Somit stand ich vor allem im formellen Kontakt. Seitens der DTP habe ich dabei nichts zu bemängeln, entsprechende Anfragen wurden stets ausführlich und weiterhelfend beantwortet und bearbeitet; manchmal dauerte es etwas länger, aber dafür war auch stets Verständnis für die Verspätung von meiner Seite da. Mit TYC hatte ich keinen Kontakt über die Pflichtvisite hinaus. Diese musste nun einmal abgehalten werden und mit Maria ist eine herzliche Person an dieser Stelle, mit der man auch einfach mal Zeit trotz fehlender Probleme verbringen kann. Mein Eindruck von TAREA war zum Anfang auch eher positiv bis neutral, allerdings änderte sich das, als es mit den Kleinprojekten losging. Ich habe auf dieser Seite eine elende Prizipienreiterei erlebt, die letztlich bewirkte, dass wir nicht zum Renewable Energy Day fahren konnten, weil in unserem Proposal für die Fahrtkosten keine Non-Cash-Contribution zu finden war. Dabei ist ja eigentlich klar, dass diese zumindest ohne weitgehende Trickserei nicht stattgefunden haben hätte können. Auch die Bearbeitung der Proposals lief meist recht behäbig, was wir aber wussten und deshalb die Anträge zeitig eingereicht haben. Wurde etwas bemängelt, waren dies meist Formalia, selten Anstöße zur Reflexion oder Verbesserung, und somit von keiner großen Hilfe für das Projekt. Insgesamt bewerte ich daher die Betreuung als ausreichend und weiterführbar, hebe sie jedoch nicht positiv hervor.

Ganz anders habe ich unsere Aufnahmeorganisation erfahren. Von dieser gab es durchweg volle Unterstützung, die sogar am Geldbeutel des Chefs nicht Halt machte. In einigen Punkten wurden wir wie einheimische Mitarbeiter behandelt, in anderen hatte vornehmlich ich das Gefühl, dass meine Meinung und mein Rat einen doch nicht zu verschweigenden Stellenwert genießt in einer Arbeitsstruktur, die doch sonst sehr hierarchisch aufgebaut ist. Fachliche Anregungen fielen stets auf fruchtbaren Boden der Diskussion. Systematische eher weniger; im Nachhinein erlebe ich das allerdings nicht negativ, sondern akzeptiere die gewählte hierarchische Entscheidungsfindung mit ihren Vorzügen und Nachteilen. Auch sie hat eine Berechtigung, und ich maße mir nicht an, sie als antik oder unpassend zu verurteilen. Im Gegenteil, für die vorliegenden Bedingungen bringt sie einige Vorteile mit sich. Das ist eine Erkenntnis, die ich nur durch das hautnahe Erleben eben dieser überhaupt begreifen konnte. Eine Einflussnahme auf die Arbeitsbedingungen war demnach schon möglich, aber meist nicht nötig.

Mit zunehmender gegenseitiger Vertrautheit wuchs auch die Einbindung in den über die Arbeit hinausgreifenden Familienprozess. Konkret bedeutete das, dass während der „Arbeitszeit“ auch Autowäsche, Chauffeur- und Transportdienstleistungen von mir erledigt wurden. Besonders gerne habe ich die Kinder morgens in die Schule gefahren, weil ich dabei ganz intensiv das Gefühl erlebte, „Großer Bruder“ zu sein. Das darin entgegengebrachte Vertrauen habe ich sehr zu schätzen gewusst, und, obgleich mancher Fehlschläge, die meist auf unglückliche Kommunikation zurückzuführen waren, doch im Großen und Ganzen verdient.

Erwähnt werden sollte, dass ich relativ oft krank war. Es handelte sich jedes Mal um Erkältungsinfekte nach gleichem Schema, die mich leider jedes Mal für einige Tage dahinrafften. Einmal hatte ich eine Sportverletzung, die ich als Bänderriss diagnostiziert habe, von ärztlicher Seite war es eine Zerrung. Ich habe jedoch keine bleibenden Schäden davongetragen.

Grob kann ich meinen Aufenthalt in Vorbereitung, Erlebnis, Rückschlag, Adaption, Kurzdepression und folgender Aufstieg sowie die jetzt nachschwappende Wiederkehrphase einteilen. Die Vorbereitung gestaltete sich vor allem durch den Sprachkurs und das DTP-Seminar. Den Sprachkurs habe ich als durchweg positiv in Erinnerung, vielleicht sogar etwas zu kurz, da die Sprache doch der wohl fundamentalste Schlüssel zum Zugang zur tansanischen Kultur ist. Vom Vorbereitungsseminar bin ich mit gemischten Gefühlen abgereist. Einerseits wurde ich informativ auf Tansania eingeschweift und sensibilisiert; auf der anderen Seite fand in manchen Aspekten eine Über- oder Fehlsensibilisierung statt, die dazu führte, dass ich einige Angelegenheiten sehr konservativ und voreingenommen angegangen habe. Vor allem in alltagskulturellen Fragen oder bei Beziehungen zu Tansanierinnen finde ich im Nachhinein, dass ich damals übersensibilisiert wurde und daraus resultierend zu voreingenommen war. Das wirkte sich auf meine Denkweise aus, denn ich dachte, den kulturellen Mechanismus schon zu kennen und war deshalb erst sehr spät und nur schrittweise bereit, ihn eigentlich selbst zu erleben. Das war sehr schade, denn die Zeit, die am Ende dazu blieb, das alles zu erleben, war deutlich zu kurz und die Abreise hat einen Keil in etwas getrieben, dessen fortlaufende Entwicklung ich mit Sicherheit äußerst begrüßt und genossen hätte. Die Einführungswoche in Tansania selber war wiederum sehr hilfreich. In einer sonst heillosen Reizüberflutung wurden wir zur Eigenständigkeit begleitet. Wir hatten immer das vertrauenswürdige Fangnetz Jakob unter uns; das hat anhaltende Sicherheit und Selbstvertrauen in dieser turbulenten Phase gegeben.

Das anfängliche Erleben, Sehen, Ausprobieren und Wundern war eine gar magische Zeit. Vieles war anders und ungewohnt, ich besann mich auf Gemeinsamkeiten und Unterschiede; und viele eher zweifelsbelastete Erwartungen zerfielen zu Staub angesichts der doch eher positiven Grundatmosphäre. Ich erlebte eine tolle Familie, eine abwechslungsreiche Arbeit; nach der Arbeit war ich meist müde und zog mich oft zurück. Ich kann nicht sagen, woran das wirklich lag. Vielleicht war es der klimatische Umschwung, vielleicht Überforderung durch so viele Reize, vielleicht auch einfach innere Hemmnisse, die noch überwunden werden mussten. Das besserte sich jedoch, als Nourey, der ehrenamtliche Leiter einer Sprachschule, auf mich zugeht und mich aufforderte, sozial aktiver zu werden und doch mal bei seiner Schule vorbeizuschauen. Das war genau der Ruck, den ich gebraucht hatte. Gleichzeitig bekam ich privaten Kiswahiliunterricht, der meine Lernlücken, die durch die viele Arbeit bedingt waren, mehr als kompensieren konnte. Neben der sprachlichen Weiterentwicklung fand ich dort auch erste Freunde und konnte abseits der Arbeit am Leben teilnehmen.

Mit der Zeit wurde dann das Neue zur Routine und es begann bei mir eine Phase negativer Emotionen und Gedanken. Ich kann zum heutigen Tage gar nicht mehr so recht sagen, was denn eigentlich die Ursachen für diesen Umstand waren. Vielleicht der geringe Fortschritt bei den Solararbeiten? Das andauernd fehlende Material? Auf jeden Fall war ich unzufrieden, und das hat sich auf meine allgemeine Stimmung ausgewirkt, gleichzeitig auch auf meine Umwelt; man könnte

das als sich selbst verlängernden Irrweg beschreiben. Ich begann, Tansania mit Deutschland zu vergleichen und vergaß dabei, dass jede Kultur, jeder Prozess, ja alles unabhängig vom Standpunkt des Betrachters allein durch die faktische Existenz desselben schon eine Grundberechtigung hat. Obwohl aus dem Relativieren kein nachhaltig positiver Erkenntnisgewinn möglich war, ließ ich eine Zeit lang nicht davon ab. Dabei kommen einige Fragen auf. Wir Europäer neigen dazu, all das, was wir sinnlich rezipieren, auch gleich zu abstrahieren und mit Bekanntem oder Erlerntem zu relativieren, woraus ein möglicher Erkenntnisgewinn folgt. Der geneigte politisch korrekt natürlich besonders auf diese Angelegenheit sensibilisierte Weltwärtsfreiwillige hebt sich an dieser Stelle natürlich von den 99% ab, indem er bewusst nicht relativiert, weil das kulturell ignorant wäre. Er akzeptiert stets das Vorgefundene und tut dabei doch eigentlich genau das, was er zu vermeiden vorgibt. Er romantisiert die Zustände, er verurteilt Relativierung und versucht somit, „das Afrikanische“ vor der ignoranten Natur „der naiven Europäer“ zu schützen, weil es ja schutzbedürftig ist. Da stimmt doch was nicht... Nein, ich frage mich, erkenntnistheoretisch, welchen „Nutzen“ ich aus Relativierung ziehen kann, oder aus Unterlassen derselben, und ob es darin überhaupt einen Nutzen zu finden gibt? Ich glaube, dass alleine die nachdrückliche Erkenntnis über die eigene Persönlichkeit in diesem Prozess zu finden ist. Meine eigene Meinung und Person kann ich aus der Gedankenarbeit nicht heraushalten. Warum also nicht sie auch zum Objekt der Untersuchungen machen? So konnte ich beispielsweise über mich erfahren, dass ich doch auch in Denkmustern feststecke, konnte diese zum Teil erkennen und danach über diese hinaus blicken. Gleichzeitig bin ich mir bewusst geworden, dass ich keinen ungefilterten, aber doch einen differenzierten Blick auf das Vorgefundene werfen kann. Ich habe Eindrücke und auf deren Basis relativierte allgemeinere Schlussfolgerungen, aber ganzheitlich trennen kann ich sie nicht. Also versuche ich das erst garnicht, sondern nehme das alles als Fortentwicklung des Denkvermögens im den verschiedenen Teilaspekten und doch als Ganzes mit für mein weiteres Leben. Inhaltliches ist somit immer mit meiner persönlichen Note gefärbt, daran gilt es sich zu erinnern und darauf ist hinzuweisen, nur den über epistemologischen Prozess kann ich feste Aussagen treffen.

Interessanterweise habe ich meine Stimmung weitestgehend phasenverkehrt zu meinen Kolleginnen erlebt. Als es bei mir in meiner Grundstimmung wieder aufwärts ging und ich das Tal bereits hinter mir gelassen hatte, ging es bei ihnen gerade abwärts. Das verstärkt meinen Eindruck, dass die Ursachen für die Stimmungswechsel wohl hauptsächlich in mir selbst zu finden waren und weniger an äusseren Umständen hingen.

In den gerade anbrechenden Aufschwung fiel auch das Zwischenseminar. Kurz zusammengefasst hatte ich den Eindruck, dass viele meiner Kolleginnen und Kollegen zwar äusserlich vorgaben, schon vollkommen reflektiert, tansanisch, frei von Vorurteilen zu sein und dem aufgeklärten Weltwärtsvorbild vollends zu entsprechen. Ob sie aber innerlich, gedanklich und emotional wirklich an der Stelle waren, an der sie zu sein vorgaben, bezweifle ich. Ich bin diesen Prozess anders angegangen, habe Gedanken in alle Richtung zugelassen und bin nicht den Reifungsprozess überspringend an ein nur aus der Theorie und nicht aus eigener Entwicklung bekanntes Ziel vorgeprescht. Das war im Nachhinein eine gute Methode, langfristige und nachdrückliche Fortentwicklung und Ausdifferenzierung der Persönlichkeit zu erreichen. Ich verurteile indes keineswegs die anderen; ich kann ja auch garnicht wissen, was wirklich in ihnen vorging, nur beschäftigte mich der „Rückstand“ in jeder Zeit einfach; ausserdem sah ich mich im Fokus der politisch korrekten Kritik für mein „unreflektiertes“ Auftreten. Aber an den Punkt, an dem viele zu sein vorgaben oder schienen, bin in angekommen und darüber hinausgeschossen, das eben auf meine eigene Art und Weise. Das Seminar habe ich jedenfalls mit queren Gedanken und Meinungen aufgemischt und damit inhaltlich eine geballte Opposition gegen mich aufgebaut. Aber zum Glück vermochten wir als Gruppe doch alle, Meinungsdivergenzen im Seminarraum zu lassen und so abseits der Diskussion ein angenehmes Miteinander auf dem Seminar zu erleben.

Kurz nach dem Seminar bekam ich Besuch von meinen Eltern. So lernte ich das erste Mal die geballte Konzentration der Tourismusmaschinerie in Tansania kennen, ungewollt machte ich auch Kontakt mit Polizei und Justiz, als unser Bergführung am vereinbarten Tourenstart spurlos verschwand. An die daraus entstehenden Konflikte und den Missmut mag ich mich gar nicht gern erinnern, aber zumindest hatten wir dann ein paar schöne, wenn auch doppelt bezahlte Tage auf der Safari und dem darauf folgenden Aufenthalt auf Zanzibar.

Erst danach ging ich auch wirklich in eine aktivere Phase über. Wir arbeiteten erste Projekte aus. Von Selbstständigkeit konnte da keine Rede sein, denn sie entsprangen mehr oder weniger dem Kopfe unseres Chefs. Aber das war vielleicht auch gar nicht so schlecht, denn es ist nachhaltiger, wenn seine Ideen verwirklicht werden, schliesslich werden sie auch nach uns von Nutzen sein, da von Menschen vor Ort gewollt. Andernfalls wäre ein Projekt im schlimmsten Fall reine Selbstverwirklichung der Freiwilligen, und in einem solchen Fall wüsste ich dringlichere Verwendungszwecke für die Steuergelder. Somit waren entfiel unser Hauptanteil auf die Formulierung der Anträge und Abschlussberichte, die Organisation übernahm der Chef und die Ausführung die gesamte Mannschaft. Das ist vielleicht nicht gerade das, was Freiwillige denken, wenn sie sich ihr Kleinprojekt vorstellen, aber so wird es zum Projekt der ganzen AO in welcher zweckorientiert arbeitsteilig vorgegangen wird.

Die Arbeit hat mir ab dieser Phase auch immer mehr Spaß gemacht, schließlich wurden wir professioneller, die Aufträge grösser und interessanter, gleichzeitig intensivierten sich sprachliche und kulturelle Sicherheit sowie die Verankerung im sozialen Leben. Einen herben Einschnitt erfuhren wir erst an dem Punkt, an dem externe und über das normale Mass hinausgehende Gelder in Aussicht gestellt wurden. Sie mag mal wieder auf (Über-)Sensibilisierung und politisches Erzengeltum zurückzuführen sein, meine ablehnende Haltung gegenüber direkten Finanzspritzen; ich war jedenfalls mit der Ausführung der Projekte, mit dem Umgang mit dem Geld, mit dem Kosten-Nutzen-Verhältnis mehr als unzufrieden. Das artikuliert ich unglücklicherweise äusserlich sichtbar. Entsprechend beleidigt und angegriffen fühlte sich Saidi: Aus einer sachlich-fachlichen Angelegenheit war sofort eine persönlich-familiäre geworden, denn leider war in jener Situation keine Partei wirklich dazu in der Lage, die grundlegende Problematik überhaupt zu ermitteln, noch sie auf einer sachlichen Ebene zu diskutieren. Konfliktlösung habe ich in diesem Kontext weniger problem- als lösungsorientiert erlebt, was bedeutet, dass der einzige Weg zur Wiederherstellung eines angenehmen Miteinanders das vollkommene Einräumen aller nur erdenklichen Fehler war. Das getan war das Problem jedoch auch nachhaltig beseitigt. Es war mir in jener Situation wichtiger, ein gutes Verhältnis aufzubauen, als auf sachlicher Ebene meine Meinung durchzusetzen. Gleichwohl entwickelte sich in mir eine gewisse Gleichgültigkeit ob der Effizienz finanzieller Mittel.

Es flossen weitere Gelder, deren positiven Nutzen ich nicht kleinreden möchte, gleichzeitig möchte ich doch auch betonen, dass das einmalige Öffnen des Geldhahnes zum Einsetzen einer gewissen Forderungshaltung führt. Und nicht nur das: Auch effiziente Verwendung von Ressourcen trat vor allem da zutage, wo die Mittel knapp und selbstaufgebracht waren. Andernfalls wurde auf andere Aspekte geachtet, aber die Wirtschaftlichkeit kam dabei immer ein wenig kürzer. All den extern finanzierten Massnahmen, Entwicklungsgelder und NGOs stehe ich generell deutlich kritischer gegenüber. Man möchte ja eigentlich folgende Situation annehmen. Es gibt zu lösende Angelegenheiten, dafür gibt es Gelder, um die Lösung zu finanzieren. Auf Empfängerseite ist man grandios dankbar und verpflichtet sich aus Wertschätzung gegenüber den Gebern zu effizientester Verwendung ihrer Finanzhilfen. Was wäre das einfach. Nun weiss man aber, dass da ein enormes Finanzpotential dahintersteckt und es immer noch ein paar Eckpunkte gibt, seien sie materieller, personeller oder sonstiger Natur, an denen man schrauben könnte, um die Problemlösung noch weitgreifender zu gestalten, und sind die ursprünglichen Probleme gelöst, treten neue auf, die man natürlich gleich wieder angehen muss, kurz gesprochen: Wo Geld regnet, regnet es in ein Fass ohne

Boden. Da scheint die menschliche Natur durch, und die muss in dem Kontext nicht einmal parasitär sein, sondern es kann ja auch wirklich das aufrichtige Bemühen um eine weitreichende Verbesserung der Verhältnisse sein, die zum niemalsigen Ausreichen der Finanzen führt. Ist einmal Geld in Aussicht, fallen schon genug Dinge ein, die von Nutzen sein könnten; oder man könnte sich zukünftig Geld brauchen und muss heute dafür sorgen, dass nicht der Eindruck entsteht, man bekäme mehr als notwendig angeboten. Und im weniger ideellen Kontext dienen NGOs auch gerne vor allem der Beschäftigung und der Lohnsicherstellung ihrer Angestellten, was sich in den manchmal sehr bunten und opportunistischen Arbeitsfeldern diverser Nichtregierungsorganisationen zeigt. Ich habe NGOs nicht als Problemlöser, sondern als Arbeitssichersteller erlebt. Spenden fließen massenweise in Personal, Material, Autos, Büros, Schreibwaren, Computer etc. ohne dass dabei der wirkliche Nutzen für die eigentlichen Projekte und Unternehmungen in einem sinnvollen Verhältnis zu den entstandenen Kosten zu stehen scheinen. Kurzum: Wo Geld ist, wird es ausgegeben, auch wenn's nicht nützt. Korruption ist ein weiteres Stichwort, das bloß erwähnt werden muss, um ins Gedächtnis zu rufen, wie der Verwendungsschlüssel und damit der Anteil des erzielten Nutzen an den Gesamtkosten ist: Erschreckend niedrig, wodurch das Konzept Entwicklungshilfe gehörig auf den Prüfstand gehievt werden muss. Das ist freilich keine neue Erkenntnis, umso erschreckender, dass da immer noch nicht viel passiert ist.

Ende Mai trat ich dann eine spannende Reise durch die Länder der ostafrikanischen Gemeinschaft an. Ich habe noch einmal komplett neue afrikanische Länder erleben dürfen und mir wurde dabei ins Gedächtnis gerufen, dass, nur weil ich jetzt ein Land in Afrika kenne, ich dieses Kenntnis nicht auf alle Staaten des Kontinents anwenden kann. Ich kann wohl auf gewisse Parallelen verweisen, muss gleichzeitig aber auch auf die mir folglich nicht bekannten Unterschiede aufmerksam machen. Zu Beginn des Ramadhan kam ich zurück nach Tansania und erlebte dort eine Achterbahnfahrt der Stimmungslage. Ich war gewissermaßen glücklich und unzufrieden gleichzeitig; auf der familiären Ebene war ich überglücklich, so intensiv integriert zu sein und wirklich meinen individuellen Platz gefunden zu haben; allerdings wurde ich das Gefühl nicht los, viel zu viel verpasst zu haben. Das habe ich vor allem auf meine Geisteshaltung zurückgeführt. Ich dachte, mein nach den ersten Eindrücken gefasstes Gesellschaftsbild, welches auch in etwa dem auf dem Vorbereitungsseminar kommunizierten entsprach, sei weitestgehend deckungsgleich mit der Wirklichkeit. Der Hinterfrageprozess setzte an dieser Stelle erst spät und zunächst unzureichend ein; er wurde durch eine zu starke Vorprägung gehemmt. Erst spät und immer wieder vereinzelt begann mein Bild zu bröckeln, und erst da forschte ich weiter nach, davor hatte ich es mir einfach bequem gemacht. Es war vor allem meine Unzufriedenheit, die den Reflexionsprozess beschleunigt hat. Nach einigen mit unbequemen Gedanken und Selbstzweifeln gefüllten Nächten erwuchs schliesslich ein positiver Impuls daraus. Ich wurde deutlich offener für Neues. An dieser Stelle wird der Bericht jetzt sehr persönlich gefärbt sein und vielleicht nicht sonderlich verständlich; das ist aber auf meine sehr komplizierten Gedanken zurückzuführen, die ich in mir trug und trage. Wenn ich hier jetzt die Vergangenheitsform benutze, heisst das nicht, dass diese Umstände nicht auch jetzt noch aktuell sind, jedoch fanden sie einen Höhepunkt zu der Zeit im Juli und August, von der ich hier berichte.

Ich hatte mich in eine merkwürdige charakterliche Lage hineinnavigiert. Auf andere erschien ich grummelig, griessgrämig und unsozial; beispielsweise nahm ich selten an gemeinsamen Unternehmungen der Sansibaris teil. Mir fiel es schwer, (positive) Emotionen zu zeigen, da in meinem Kopf zementiert war, dass mir solche Stimmungen nicht zustünden. Nein, ich war der stets kühl Berechnende, der Besonnene, der Ernste; ich hatte mich da ja schon reingeritten, das war das einzige, was mir sozusagen blieb, und deswegen schrieb ich mir selber vor, weiter auf diesem Kurs zu wandeln, der Konsequenzen bewusst. Zumindest blieb mir ja noch das Selbstmitleid. Ohne es wirklich zu realisieren hatte ich mich allerdings in eine Depression navigiert, aus der ich bis jetzt noch nicht wirklich herausgekommen bin. Ich hatte bereits früher einmal Probleme mit meinem

Selbstwertgefühl und war deswegen in Behandlung; schien das wohl auch überwunden zu haben, doch zu dieser Zeit kochte es wieder hoch. Leider bin ich bis heute noch nicht aus diesem Loch herausgekommen, doch wenigstens hatte ich eine Hochphase zum Ende meines Aufenthaltes in Tansania, auf die ein Tief seit meiner Rückkehr folgt. Ich erkenne die Muster, erkenne mein Verhalten, aber da herauszukommen ist dennoch kein Selbstläufer.

Jedenfalls hatte ich mich in eine soziale Sackgasse manövriert. Zunächst versuchte, ich das mit Arbeit und Familienleben zu kompensieren, aber das reichte irgendwann nicht mehr aus. Glücklicherweise traf ich ein paar Leute, bei denen ich sozusagen mit tabula rasa bei Null anfangen konnte; somit erlebte ich zumindest etwas von dem, was ich glaubte zu verpassen. Freilich war ich psychisch und charakterlich noch nicht vollends bereit. Ich hätte mehr Zeit zum warmlaufen gebraucht, aber Zeit hatte ich nunmal keine mehr. Besonders nagte an mir auch ein Frauenproblem. Ich hatte ein Problem mit Frauen, das ganz komisch begründet liegt. Ich bin normalerweise zwar eher ein introvertierter, aber nicht unbedingt schüchterer Mensch. Doch manchmal, bei attraktiven Frauen in etwa meinem Alter, schalte ich auf Abwehr. Bloss keine Angriffsfläche geben, bloss nicht negativ auffallen, am besten garnicht interagieren, und wenn, dann desinteressiert und so, dass es gezwungen wird. Warum ich das mache? Ich weiss es nicht, vermutlich ist es auf mein niedriges Selbstvertrauen, verstärkt in eben jener Phase, zurückzuführen, vielleicht, weil ich auf diesem Gebiet durch mangelnde Erfolgserlebnisse, aber sich häufende Fehlschläge fehlsensibilisiert bin, vielleicht, weil ich durch medial transportierten Feminismus verunsichert bin, vermutlich multikausal. Ich war jedenfalls nicht in der Lage, mir jemals vorzustellen, eine romantische Beziehung zu führen, dazu kamen die Eindrücke vom Seminar, dass sowieso alle vornehmlich geldgeil seien – gleichzeitig brannte in mir das Verlangen nach genau einer solchen. Nun ist mangelndes Selbstvertrauen in den meisten Fällen kein Erfolgsgarant auf diesem Gebiet, das wusste ich natürlich auch. Aber Wissen ist nicht Vermögen. Was hab ich darunter gelitten. Einerseits wollte ich es unbedingt, andererseits war ich mir ob meines Versagens sicher und hatte dann wenigstens das rückwirkend bestätigende Selbstmitleid, das mir wenigstens die vermeintliche Gewissheit gab, logisch denken zu können. Ich schwankte zwischen Fügen in ein Schicksal oder Selbstverantwortung, und da ich schlussendlich von letzterem als Weltprinzip überzeugt bin, ergab sich daraus ein schwach überwiegender Impuls zur Aktion. Da passte es auch in den Kram, dass ein Kollege meinte, ich sei überfällig. Er meinte mich verkuppeln zu müssen, und nach anfänglichem Widerstand willigte ich endlich ein – zu stark war mein Verlangen nach Bestätigung, das sogar meine Depression irgendwie überwinden konnte. Gleichzeitig gierte mein zweites Ich bloß so nach meinem Scheitern, wie ein Wolf vor dem Bratenschmaus fletschte es nur so die Zähne und erwartete geifernd mein Versagen.

Aus all diesem Wirrwarr erwuchs zunächst eine vorübergehende Läuterung meines Charakters. Ich begann, offen über meine Verfehlung zu sprechen, Emotionen offener zu zeigen, so, wie ich es früher eigentlich getan hatte, diese Fähigkeit war mir aber irgendwann verloren gegangen, ohne dass ich es gemerkt hatte. Das, was ich schon lange gegenüber mir selber bekannt hatte, bekannte ich jetzt auch nach aussen hin – die daraus fließende Integrität wurde in meinem Umfeld auch recht positiv aufgenommen. Alles war eigentlich ganz gut, bis auf meine Romanze – da ging ich immer bloss vom Schlimmsten aus, von meinem Versagen, von mangelnder Attraktivität in diversen Belangen; das wirkt natürlich nicht förderlich, und wieder fletscht der Wolf die Zähne und jault. Alles in dieser Beziehung positiv erreichte führte ich auf Glück oder meine Hautfarbe zurück, alle Rückschläge auf mein Verhalten, meine (fehlende) Attraktivität oder auf meinen Charakter – also auf das, worauf es eigentlich ankommen sollte. Stets fühlte ich mich emotional unterlegen und machte mir deswegen Vorwürfe, dass ich nicht dem mir vorgefertigten Rollenbild eines starken Mannes entspreche; doppelte Verwirrung stiften Feminismus und Patriarchie, all das verunsicherte mich und verunsichert mich noch weiter in einem Masse, dass ich nicht mehr weiss, wo vorn oder hinten ist. Auf alle verwerde ich viele Gedanken, auf das eindeutig zu viele, es kostet mich mein Glück und ich komme wieder an dem Punkt an, dass ich das Glück einfach nicht verdient habe, dass es mir einfach

nicht zusteht – Glück und Zufriedenheit, das ist etwas für andere, mein Glück heisst Selbstmitleid und meine Zufriedenheit besteht darin, meine Unzufriedenheit mit unumstösslichen Umständen, deren Erkenntnis Resultat einer vielleicht überdurchschnittlichen Denkfähigkeit ist, begründen zu können. Depressive Menschen sehen in Erfolg das Wirken des Zufalls oder des Glücks, Misserfolg aber ist ein Resultat aus persönlichen Unzulänglichkeiten, sie sehen Stärken bei anderen und Schwächen bei sich selbst, bzw sie gewichten ihre Stärken als für den konkreten Fall als weniger relevant. Am schlimmsten dran sind die, die sich genau dessen sogar bewusst sind, aber dennoch ohnmächtig, diese Umstände zu verbessern. Ich hatte zwar einen Teilerfolg, aber in meinem Verständnis war der Erfolg reines Glück und der Umstand, dass es bei einem „Teil“ blieb, auf persönliche Mängel zurückzuführen.

Ich muss mir selber eine Depression oder mindestens eine depressive Phase eines bipolaren Stimmungsverlaufs attestieren, die wohl über lange Zeit geschlummert hat und sich in der Endphase in Tansania in voller Pracht ausgebreitet hat. Leider bin ich seit meiner Rückkehr noch nicht aus dem Tief herausgekommen, sondern teilweise noch tiefer abgesackt. Anstatt Erreichtes als Erfolg und Leistung zu werten, leide ich noch mehr darunter, weil ich denke, dass es nur ein Resultat von Glück war und ich soviel Glück in baldiger Zukunft nicht noch einmal haben werde; und wenn das schon die Spitze gewesen sein soll, will ich nicht wissen, wie es in einer Zukunft, ohne Glück, aussehen will.

Darüber zu schreiben hilft aber, das Ganze etwas distanzierter zu betrachten. Ich habe den oberen Abschnitt mit einem Zug und ohne Pause geschrieben und werde ihn bewusst nicht revidieren, um einen Einblick in meine damals erlebte emotionale Lage zu ermöglichen, die mich während des Schreibens wieder überkommen hat. Ich bin mittlerweile einige Schritte weiter, bin ruhiger, ausgeglichener und weniger depressiv. Auf die akute Phase folgt jetzt ein Gefühl von Seditiertheit, und ich hoffe, durch An-mir-arbeiten und glückliche Begleitumstände wieder aus dieser Lage herauszufinden. Dieses Gefühls- und Stimmungschaos hat die letzten Tage in Tansania sehr schwierig gemacht. Ich hatte sehr wenig Schlaf und war fast taub vor Reizüberlastung, hatte kaum Orientierung und habe somit vieles vergessen, was ich eigentlich noch erledigt haben wollte.

Seit meiner Ausreise nach Deutschland fühle ich mich ein wenig orientierungslos. Ich würde gerne von mir sagen können, ich sei in Gedanken noch in Tansania, aber das Gegenteil ist der Fall. Das Jahr erscheint mir momentan so ungeheuer kurz und weit entfernt, gleichzeitig fühle ich mich aber auch nicht in Deutschland angekommen. Positive Entwicklung habe ich im Bezug auf meine Studienwahl: Zuerst war ich noch für ein Programm an einer Privathochschule eingeschrieben, da ich dachte, auf meinen eigentlichen Wunschstudienplatz aufgrund der Aufnahmequote von nur 3,6% trotz 1,0 Abitur keine Chancen zu haben. Dennoch lud man mich ein und ich konnte mich dort bewähren, sodass ich am 8.10. das Studium der internationalen Beziehungen in Dresden aufnehmen darf. Dort angenommen zu werden ist ein großer akademischer Erfolg, der jetzt folgende Meilenstein ist ein akademische Stipendium – auf diesen Gebieten bin ich meist mit Erfolg gesegnet, auf anderen muss ich kämpfen, so ist das nun mal als menschliches Wesen. Das Studienprogramm beinhaltet verpflichtendes Auslandssemester, das von zwei Studenten pro Jahrgang auch in Dar Es Salaam absolviert werden kann – wer weiß, vielleicht werde ich ja einer von ihnen sein und meine Geschichte in Tansania schreibt sich weiter.

Es ist in der jetzigen Situation nicht leicht, der Frage nachzugehen, was denn eigentlich nun bleibt von den zurückliegenden zwölf Monaten. Die Zeit wird zeigen, was von all dem Erlebten von nachhaltiger Bedeutung ist, und alles, was ich hier jetzt aufzeigen würde, wären nur vage Voraussagen. Ich kann daher nur auf das eingehen, was ich bereits an Veränderung und Entwicklung erlebt habe. Nach wie vor ist mir interkulturelle und globale Gerechtigkeit eine Herzensangelegenheit. Sie ist nun von umso wichtigerer Bedeutung, als dass ich Tansania als Heimat auf Zeit mit all seinen Segen und Flüchen lieben gelernt habe und somit ein Teil von mir geworden

ist, auch wenn ich mir immer wieder anhören musste, dass das doch nicht ginge, ich sei ja nicht schwarz und deswegen nicht tansanisch. Tansanier – das bin ich nicht, gleichwohl ist doch ein Stück von mir nachhaltig tansanisch geprägt. Ich gebe in dieser Angelegenheit wenig auf andere Meinungen. Die Zugehörigkeit zu einer sozialen Gruppe wird zwar massgeblich durch die Akzeptanz seitens ebendieser gegenüber dem Individuum definiert, jedoch sehe ich mich davon emanzipiert. Ich habe gelernt, letztlich wenig auf die Meinung negativer Menschen zu geben und mir von ihnen nicht meine positive Grundstimmung vermiesen zu lassen. Wurde ich rassistisch behandelt oder habe ich mich rassistisch behandelt gefühlt, so habe ich versucht, die Umstände oder die behandelnde Person dafür verantwortlich zu machen, mich davon zu distanzieren und mich auf positiveres Umfeld zu konzentrieren. Ich glaube, dass Wohlbefinden dahingehend steuerbar ist, in welche Umgebung man sich begibt. Auf der ganzen Welt findet man Menschen, die einen herunterziehen, und Menschen, die einen aufbauen – Ziel ist es daher, möglichst viele der letzteren Kategorie um sich zu scharen. Ein solches Netzwerk hatte ich mir zum Ende hin auch in Tansania aufgebaut. Wäre ich weniger temperamentgesteuert gewesen, so hätten sicher aller Beteiligten eine noch bessere Zeit gehabt. Weil mir das Projekt wirklich am Herzen hing, weil mir Integration so wichtig war, war ich entsprechend misstrauisch, wenn es nicht so klappte, wie ich mir das vorgestellt hatte. Dadurch wurde ich blind gegenüber manch gut gemeintem Wort, gegenüber mancher Warmherzigkeit. Das lastet im Nachhinein schwer auf mir, war ich doch manchmal genau der Typ von Mensch, der ich niemals sein wollte. Man verfällt schnell dazu, mit einem bestimmten Klischee aufräumen zu wollen und vergisst dabei manchmal, man selber zu sein. Das ist auch mir hin und wieder passiert und ich nehme daraus mit, von Anfang an primär ich selbst zu sein, sollte ich noch einmal in eine solche Situation kommen.

Nachhaltige Veränderung zum Besseren kann nur aus sich selbst heraus entstehen. Das ist eigentlich eine banale und längst bekannte Weisheit; es scheint dem Menschen jedoch zu eigen zu sein, dass er wider seine eigene Erkenntnis handelt und diese marginalisiert. Ich habe in diesem Jahr viele Verkörperungen von Konzeptlosigkeit erlebt. Dinge werden ausgeführt, deren Sinn nicht bekannt ist; Verantwortungen werden im Pingpong-Spiel hin- und hergeschoben. Ich spüre, dass die Grundstimmung des Veränderungswillens da ist, gleichzeitig weiss niemand so recht, wohin es gehen soll – die einen forcieren das eine, andere das andere – das Schiff ohne Kapitän wird auf vollen Dampfdruck mit Geld befeuert, ohne dass jemand den Kurs kennen würde. Eine Welt leistet sich eine Wirtschaftsordnung, in der die Ärmsten ihr Geld für Güter ausgeben müssen, die von den Reichen produziert werden; aber nicht nur das, durch die Umwälzung traditioneller zu „modernen“ Strukturen entstand überhaupt erst die Nachfrage nach diesen Gütern. Wir produzieren künstlich billig, halten dadurch die Armut gross, sodass bestimmte andere, nur dort vorkommende Waren, sofort exportiert werden müssen, um Devisen für die Beschaffung dieser anderen Konsumartikel zu schaffen. Dadurch wird eine Entwicklung in Richtung Unabhängigkeit im Keim unterbunden, und dagegen können noch so viele Frauen-, Gesundheits- oder Bildungsprogramme durchgeführt werden. All diese Projekte, an und für sich berechtigt und nötig, sind nur Teil eine Halbherzigkeit, die zu einem nimmer endenden Kreislauf führt. Solange gewisse Mächte nicht endlich reinen Tisch machen, ein Programm ganzheitlich vertreten und verantworten, werden wir weiterhin nur Häuser auf Treibsand bauen; wenn es dann versinkt, werden wir natürlich den zukünftigen Bewohner beschuldigen und ihn mit seiner Bude alleine lassen.

Wie kann ich nun dazu beitragen, dass sich diese Zustände zum besseren bewegen? Ich beobachte in unserer modernen Gesellschaft ein grosses Talent zur Problematisierung, auf die auch Empörung folgt; über digitale Medien hinaus kriegt man allerdings nur schwerlich Menschen mobilisiert, da es dann doch wieder das nächste Highlight gibt, das das vorhergegangene Problem vergessen lässt. Auf die Problematisierung muss Handlung erfolgen. Das konnte ich zum Teil darin verwirklichen, dass ich einfach unvoreingenommen und gleichberechtigt aufgetreten bin. Vielleicht habe ich durch meine

gespielte Naivität im Hinblick auf Rassismus und Ungleichberechtigung im ein oder anderen Tansanier einen Denkprozess ausgelöst, vielleicht Selbstvertrauen dadurch gestiftet, dass ich ihn um seinen Rat, seine Fähigkeiten gefragt habe. Ich will an dieser Stelle nicht das afrikanische Volk aus seiner angeblichen Unmündigkeit führen. Nein, ich will einfach Menschen aufgrund ihrer für mich zählenden Werte beurteilen und behandeln, und dabei geltende Systeme vergessen machen. Ich habe erlebt, dass trotz aller Hintergedanken, trotz aller Prägungen, Stigmata und Rassismen auf allen Seiten ein Miteinander möglich ist. Respekt, wem Respekt gebührt – und sofort harmonisierten positive Emotionen und Erlebnisse auf allen Seiten. Eine Koexistenz auf Augenhöhe ist erst dann möglich, wenn man Unterschiede anerkennt, aber Gemeinsamkeiten betont. Stärken müssen hervorgehoben werden, jeweilige Schwächen erkannt, bekannt und angegangen werden. Und wenn einfach keiner über die Differenzen nachdenkt, dann gab es ihn, diesen Moment, wo man miteinander über die eigene Kleingeistigkeit lachen kann, diesen Moment, in der die Welt so bunt ist, dass man kein Schwarz und kein Weiss mehr kennt. Wo Freude, Respekt und Freundschaft alle Kleinlichkeiten als lächerlich vorführten. Genau da haben wir es verdient, uns Menschen zu nennen.